Der Volksfreund

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Bestellungen, Briefe und Geldsendungen sind an den Herausgeber, Gustav Ewald, Lodz, Roswadowskastr. 17, zu richten.



Bezugspreis vierteljährlich 3 Mk. einschließlich der Postgebühr.

Anzeigenpreis: 50 Pf. die viergespaltene Kleinzeile.

Nr. 21. Sonntag, den 25. Mai 1919. 1. Jahrgang.

Mit Ihm.

Ich kann oft das Leben,
Sein grell Widerstreben,
Sein sündiges Schweifen,
Mich selbst nicht begreifen.

Just schreit' ich auf Höhen:
Da muß ich gleich gehen
Hinab bis in Tiefen,
Die abgründig schliefen.

Wenn ich nicht wüßte,
Daß Einer die Küste,
Die — jenseits, betreten,
Ich könnte nicht beten.

So weiß ich: Begonnen
Hat, der schon auf Sonnen
Und Erden gestanden...
Mit ihm werd' ich landen.

K. E. Knodt.

Rogate.

Betet! Wahres Beten wird erhört.

Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet ums Brot, der ihm einen Stein biete? Oder so er ihn bittet um einen Fisch, der ihm eine Schlange biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnt dennoch euren Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.

Matthäus 7. 9—11.

Betet, sagt der Herr. Viele aber sagen: „Nützt das Beten?" Es werden viele Gründe gegen das Beten angeführt. Ich nenne von diesen Gründen die drei, welche die häufigsten zu sein scheinen. Man sagt: es ist überflüssig, dem Gott, der Alles weiß, seine Lage zu erzählen und ihn zu bitten; und sie sagen, es sei unmöglich, dem Gott, dessen Gesetze unveränderlich sind, etwas abzuringen. Liebe Christen, ich kann mir nicht denken, daß Gott so unbeweglich, so versteinert sei, so herzlos, daß er nicht mit sich reden lasse. Ich stelle mir Gott nach menschlicher Weise vor, und ich meine ein Recht dazu zu haben. Wir haben es gern, wenn unsere Kinder „bitte" sagen. Und wenn sie sehr bitten, sehr „quälen", wie ihr sagt, dann gewährt ihr auch wohl, was ihr sonst nicht tun würdet. Wollen wir Jesum nicht glauben? Nun wohlan: Jesus sagt, daß Gott unser Vater sei, und gibt den kurzen, praktischen Rat: betet! Das ist das Schönste, daß wir glaubeu dürfen: wenn wir rufen, hört er uns; und wir tun gut, uns gegenseitig in diesem Glauben zu stärken, der friedlich, mutig und stark macht.

Die Gegner des Betens sagen ferner: „Es nützt nichts. Das sehen wir klar; denn die nicht beten, haben es eben so gut als die Beter." Meine Christen, ich leugne nicht, das die Gottlosen sonst alles besitzen, was die Beter haben, oft sogar mehr; aber eins haben sie nicht, und damit rollt dieser Einwurf wie ein Kloß Erde unterm Fuß weg in den Graben: sie haben nicht den Segen, der in dem Beten liegt, es sei erhört oder nicht. Der Hof des Landmanns, der die Gewohnheit hat zu beten, ist mal so viel wert, als der Hof dessen, der nicht betet. Denn wenn der Beter guten Weizen baut, so denkt er: „Jetzt lobe den Herrn meine Seele!" Sein Herz quillt über von Dank und Lust, und hell scheint die Sonne. Wenn aber der andere einen guten Weizen baut, ich weiß nicht, was er tut. Vielleicht redet er am Wirtstisch kräftiger und lauter als sonst und schlägt mit mehr Nachdruk auf den Tisch, vielleicht kauft er seiner Frau ein neues Kleid. Dann gräbt und pflügt er gleichgültig weiter. Ich weiß nicht, was er sonst noch von seinem schönen Weizen hat... Ich sage euch: lehrt eure Kinder das Beten und Danken: es liegt Segen darin, mächtiger, starker Segen. Das ist klar am Tage.

Einige Gegner des Betens sagen: „Es ist Tatsache, daß die Gebete nicht erhört werden. Wenn sie erhört würden, würden alle Leute beten. Wer wäre dann so dumm und würde nicht beten?" Nun, liebe Christen; es ist wahr: die Gebete werden nicht alle erhört, und das ist sehr gut. Wer selbst betet, der weiß, wie töricht, wie kurzsichtig er oft gebetet hat; und er dankt Gott, daß er nicht erhört ist. Wer selbst betet, der weiß aber auch, daß viele Gebete erhört werden, besonders die Gebete um geistige Güter, um ein reines Herz, um ein warmes Herz, um ein fröhliches Herz, um fromme Kinder, um treue Nachbarn, um ruhige alte Tage, um ein seliges Ende, um das Himmelreich. Diese Gebete, — und diese sind ja die besten Gebete — die werden fast immer erhört, wenn sie nur ernstlich sind.

Im Übrigen, wenn alle Menschen sagten, daß das Beten unnütz wäre, so würde ich doch fortfahren zu beten, erst mal, weil es schön und fein ist, erst „bitte" und dann „danke" zu sagen. Es ist unter allen anständigen Menschen Sitte. Und zweitens, weil er, Jesus, unser Vertrauensmann, gesagt hat: Betet! Wir sind, durch unsere Herzensneigung zu ihm, gezwungen, zu beten.

Liebe Christen, was hat doch unser Heiland für einen mächtigen, starken Glauben: Er sagt, so wahr ihr eure kleinen Kinder nicht höhnt, so tut's Gott auch nicht. Wie hat er einen festen Glauben an das Wort: Gott ist unser Vater! Liebe Christen, es ist ja manches vorhanden, was uns diesen Glauben nehmen kann: schlechte Ernten, Krankheit, Unglücksfälle, Tod; aber es ist mehr vorhanden, was uns in diesem Glauben bestärkt, als da ist: Sonnenschein, gute Kinder, täglich Brot, gute, treue Nachbarn, allerlei zu lieben, allerlei zu hoffen. Gott hat uns noch keine Schlangen oder Steine in die Hand gedrückt. Darum wird es uns nicht schwer an dem Glauben und Beten festzuhalten. Es ist nicht möglich, daß er uns nicht hört, oder uns nicht willfährig ist, wenn wir um große und gute Dinge zu ihm kommen.

G. F.

Die v. Leser des „Volksfreund" werden ersucht, das **Bezugsgeld für das 2. Vierteljahr** und rückständige Beträge baldigst einzusenden, um Störungen in der Zusendung des „Volksfreund" zu vermeiden.

Verlag des „Volksfreund"
Gustav Ewald
Lodz, Rozwadowskastr. 17.

Seid Führer eurem Volke!

von **Robert Klatt**, Justinow.

„Der Sieg der Bösen ist die Faulheit und Feigheit der Guten.“ Dieses Wahrwort Napoleons enthält eine scharfe, aber gerechte Anklage. Und diese Anklage richtet sich nicht etwa gegen die Bösen, die das Übel weiter verbreiten und mehren und Unheil, Haß und Verleumdung säen, wo sie nur können, sondern die Lauheit und Schwachmütigkeit der Guten ist es, die den Bösen den Sieg sichert. Es bleibt zwar wahr, was die Worte des bekannten Liedes sagen: „Gott läßt von den Bösen nicht die Guten knechten,“ vorausgesetzt, wenn sie sich dagegen sträubten und mit aller Kraft wehrten. Und ein anderes Wort sagt: „Dem Mutigen hilft Gott“, aber auch nur dem Mutigen. Wer feig seine Hände in den Schoß legt, wer sich scheut, Hand und Herz für seine Sache zu rühren und für sie unerschrocken einzustehen, dem hilft kein Gott, dessen Wollen und Glauben wird rettungslos von den lügenhaften Mächten der Finsternis niedergetreten, mag er auch der frömmste Tugendheld unter der Sonne sein oder dafür gehalten werden.

Doch kein Zuviel der Worte! Wenden wir dieses schneidende Wort Napoleons auf unsere Verhältnisse an. Es ginge gewiß nach dem Wunsche vieler, wenn wir hiesigen Deutschen unsere deutsche Muttersprache, unsere Eigenart und unser Volksbewußtsein samt und sonders ausrotteten und ein anderes Gepräge annähmen. Es gibt nicht wenige derer, die unserem Volkscharakter seinen Platz an der Sonne mißgönnen. Das ist eine unleugbare Tatsache und wir müssen uns endlich dazu auf"affen, offenkundige Dinge unverhüllt auszusprechen. Viele schämen sich unter dem Druck der öffentlichen Meinung ihr Deutschtum zu bekennen, was noch durch eine zum Teil schwankende Presse begünstigt wird. Unsere nationale Hilflosigkeit wird mit jedem Tage größer. Gleichlaufend mit dieser deutsch-völkischen Haltlosigkeit wächst und vermehrt sich die religiös-sittliche, raubt man doch dieser zum Licht aufrankenden Pflanze den Lebensnerv, wenn ihr die Wurzel ihrer völkischen Eigenart abgegraben wird. Jede Herabminderung geistig-ethischer Bestrebungen aber muß notwendig alle dunklen Mächte heraufbeschwören. Das sind keine bloßen Hirngespinste sondern lbendige Tatsachen.

Wer ist schuld an diesem Tiefstand? Sind es wirklich nur diejenigen die uns nicht achten und anerkennen, weil sie uns nicht verstehen? Oder sind es nicht vielmehr die Betroffenen selbst, die sich scheuen, für das bedrohte Eigen einzutreten? Die sich schämen, offen hinzutreten und zu sagen: Ich bin ein Deutscher, niemand zu Liebe und keinem zu Leide? Die wohl heimlich für ihr Volkstum glühen, aber sich fürchten, der Menschheit ihr wahres Antlitz zu offenbaren? Die sich vor einer bewußten Stellungnahme in dem geistigen Befreiungskampfe unseres Volkstums fürchten?

O ihr „Guten“, ach daß ihr doch ein Herz für unser Volk hättet, wenn ihr doch mehr Willenskraft besäßet, was würdet ihr dann alles leisten können! Euch gelten die peitschenden Worte des Dichters, die er den Vorsichtigen und Klugen zurief: „Pfui über dich Buben hinter dem Ofen, unter den Schranzen und unter den Zofen: bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht!“

Es ist höchste Zeit, daß wir einmal in uns gehen und uns fragen: Tun wir genug? Es mag eine Frage des Wissens sein, wo und wie wir es tun, aber eine Frage des Gewissens ist es ob wir auch alles tun, was wir tun können. Die größten Sünden, die der Einzelne seinem Volke gegenüber begehen kann, sind die Unterlassungssünden.

Volksgenossen, die ihr die Not eures Volkes kennt, werdet seine Führer! Fürwahr, wenn ihr noch begeisterungsfähig seid, wenn ihr noch außer euch geraten könnt in ungestümem Tatendrang, dann muß euch dieser Ruf bis in die tiefsten Wurzeln eurer Seele dringen: Werdet Führer eurem Volke!

Nur durch die Führung der Begabten und Energischen kann unser Volk vorwärtskommen, kann es auf die Stufe gelangen, die ihm durch seine Vergangenheit und Charaktereigenschaften in diesem Lande zukommen. Herde braucht Hirten.

Denn wehe einem Volke, daß keine geistigen und politischen Führer hat! Es muß langsam aber sicher zugrunde gehen, denn es erschlafft nach und nach, die geistige Stoßkraft erlahmt mehr und mehr. Es fehlt nur noch der Sturm, der es als morschen Ast vom Völkerbaum bricht und der Vernichtung überliefert.

Auch unsere Zeit braucht Führer. Mehr denn je tun uns Männer not, die das in intellektueller, moralischer und religiöser Beziehung zurückgebliebene Volk höher und höher hinaufführen. Der unlängst verstorbene bekannte deutsche Nationalökonom, Professor Gustav v. Schmoller, sagt in einer seiner Abhandlungen: „Die sittliche Erziehung des Menschengeschlechts beruht auf der nie ruhenden Arbeit aller idealistischen Elemente, auf dem harten, unerschrökenen und unerbittlichen Kampfe aller moralischen Faktoren gegen die Gemeinheit der Menschennatur. Kirche und Schule, die gemeinnützigen Vereine und Gesellschaften müßten immer wieder versuchen, die Gewohnheiten und Sitten des täglichen Lebens zu bessern und zu veredeln; die oberen Klassen müssen mit gutem Beispiel vorangehen... Das Wesentlichste aber ist die Umbildung und Erziehung in jeder Familie, in der innersten Herzenskammer des gesellschaftlichen Lebens.“

Wir Deutschen dieses Landes wollen festhalten an unserem ererbten Volksgute, an unserer Sprache, Sitte und Art, an dem Glauben Martin Luthers, wir wollen uns nichts von unserem Volkstum nehmen lassen. Nicht genug! Wir wollen vorwärts schreiten, nie stille stehen. Wir wollen neue Werte schaffen, unvergängliche Werte! Stillstand ist Rückgang! das gilt wie im Leben des Einzelnen, so auch im Völkerleben. Darum begrüßen wir alle mit ganzem Herzen den Vorschlag eines Lodzer deutschen Schulmannes, in Lodz eine Volkshochschule zu gründen. Möge dieses Werk bald zur Tat und Wahrheit für uns werden. Eine solche Schule würde uns auch geistige Führer heranziehen, denn gibt es einen kläglicheren Zustand, als eine Herde ohne Hirten? Wir können als Deutsche in diesem Lande leben, in das einst unsere Väter als Kulturbringer gerufen worden sind. Wir haben uns hier ein Heimatsrecht verdient. Das wir gute und treue Staatsbürger waren und sind, brauch nicht immer wieder neu betont zu werden. Aber das Recht auf Gleichstellung mit allen anderen Bürgern, das Recht zur Betätigung auf kulturellem Gebiete, das Recht auf persönliche Freiheit des Gewissens wird und muß uns zuerkannt werden, wenn die Worte von Toleranz und Duldung nicht blos buntschillernde Seifenblasen sind. Thomas Carleyle sagt: „Ehre den kleinen Minoritäten, sofern sie echt sind. Ihr Kampf ist manchmal schwer, jedoch immer siegreich, wie der Kampf der Götter.“

Darum auf! Wer zur Führung seiner Brüder reif ist, der trete in die Schranken. Es geht um eine bessere Zukunft unseres Volkstums in Polen.

Vater und Sohn,

oder:

Lange auf Irrwegen.

Das Leben mit all seinen Anforderungen, mit Arbeit und Mühe, Säen und Ernten, wie es vornehmlich dem Land- und Handwerksmann wenig Zeit zum Grübeln läßt, nahm in Rampes Haus seinen gewöhnlichen Gang und die Zeit verstrich so rasch, daß Heinrich oft staunte, wenn schon wieder ein Jahr vergangen war. Treulich suchte er seinen Pflichten als Gatte und Hausvater nachzukommen. Als Gottes Güte ihm einen Sohn und eine Tochter schenkte, erleichterte ihm diese Freude sehr vieles, und doch blieb immer noch genug zu tragen; denn ein seltsamer Zustand, welcher nach und nach über Friederike kam, wurde immer mehr zum Hauskreuz. Ihre körperlichen Kräfte schwanden und Heinrich bedurfte der größten Vorsicht, ihre Empfindlichleit nicht zu reizen, denn zuweilen konnte sie erschreckt aufschreien, wenn er nur ihre Hand unerwartet berührte. Sein zerstreutes Wesen, welches er namentlich im Anfang ihrer Ehe vielfach gezeigt hatte, gab ihr, wie sie wähnte, das volle Recht zu mancherlei Argwohn. Sie beobachtete ihn auf Schritt und Tritt, lugte auch wohl oft mit mit klopfendem Herzen durch die Hecken, wenn er durchs Dorf ging, denn der Wurm der Eifersucht hatte sich bei ihr festgesetzt, wozu noch die bösen Zungen beitrugen, welche ihr erzählten, daß die Minna niemals heiraten wolle. Es war nicht so sehr zu verwundern bei der Frau, die sich nach harter, liebeleerer Jugend mit heißer Zuneigung an den Lebensgefährten gehängt hatte, aber es machte die Ehe gar schwer. Selbst die heranwachsenden Kinder konnten ihr diese Last nicht nehmen. Trübe und in sich gekehrt, versorgte sie ihren Haushalt, was bei zunehmender Schwäche immer schwieriger wurde.

Während hier beim jungen Rampe die Freude ein seltener Gast war, erntete der greise Vater bei der Dina auch etwas ganz andres, als er gedacht hatte. Das kleine Eigentum, das er Dinas Haushalt zugeführt hatte, hatte sie so in demselben untergebracht, daß er selten oder nie mehr etwas davon für sich benutzen konnte. Die Pflege der unerzogenen Kinder wurde herrisch von ihm verlangt, das Hüten der Kühe mußte auch bei Wind und Wetter geschehen, und die Stube am Garten hatte man ihm bald mit einer schlechten, kalten Kammer vertauscht. Das gab bittere Wunden, lange Tage und Nächte. Wenn Heinrich zuweilen zum Besuche kam, so mußte er sich hüten, so viel mit dem alten Mann allein zu reden, weil derselbe sonst mit den Vorwürfen überhäuft wurde, er mache seine Kinder schlecht und erzähle allerlei, was nicht wahr sei. Vergeblich machte Heinrich zu Anfang den Versuch, den geizigen, hartherzigen Geschwistern ins Gewissen zu reden, denn die Lage des Vaters wurde dadurch mehr verschlimmert als verbessert. Die beiden Männer beschlossen deshalb, sich zuweilen im freien Felde oder in dem Gehölze zu treffen, welches vor dem Dorfe lag. Zu solcher Zusammenkunst begab sich Heinrich, vom Markte kommend, auch eines Tages wieder auf den Weg nach G. und freute sich, das er den Vater mit seinen Kühen ziemlich weit von dem Hause der gefürchteten Geschwister antraf. „Guten Tag, wie geht es, Vater?“ rief er liebevoll dem Alten entgegen, und dieser schlug freudig überrascht in des Sohnes dargebotene Hand. Er hatte bei dem Hüten der Tiere in einem Liederbuche gelesen, und auf Heinrichs wiederholte Frage entgegnete er: „Was soll man sagen auf solche Fragen? Im Erdenleben Viel Kreuze es geben.“

Wiewohl er zu Anfang mit seinen Klagen zurückhalten wollte, so brachen dieselben doch bald hervor, und Heinrich mußte es hören, wie die geizigen Kinder dem Vater jetzt all sein Geld genommen hatten, wie sie ihm kaum noch die nötigste Pflege an Essen und Trinken gönnten, und wie ihn auch die kleinen Kinder ungestraft beschimpfen durften. Heinrich war vom raschen Gehen ermüdet, und hatte sich zum Vater auf einen alten Baumstamm gesetzt, aber was er hören mußte, machte ihn noch heißer, als der Weg in der warmen Oktobersonne. Er rieb sich den Schweiß von der Stirn und seufzte tief. Was war hier zu machen? Er wußte zuerst nicht, wie er den alten Vater trösten sollte, endlich aber kam ihm nach langem Schweigen doch ein Gedanke und er richtete sich entschlossen auf. „Höre, Vater!“ sprach er, „es bleibt nichts andres übrig, als daß du wieder zu uns ziehst. Essen und Trinken haben wir genug. Wenn ich es sage, so richtet Friederike oben die Stube gern für dich ein, und wenn du es hier nicht mehr aushalten kannst, so komme nur gleich, so wie du bist. Jeden Tag bist du willkommen, und die Kinder werden auch tun, was sie können, dir deine Tage erträglich zu machen.“ Vater Rampe sah seinen Sohn lange an; er wußte nicht, was er sagen sollte. Der Sohn, dem er die Heimat geraubt, den er in ein hartes Joch gezwungen hatte, und dessen Eigentum er willkürlich verschenkt hatte, derselbe Sohn wollte ihn, den armen, unfähigen Mann jetzt wieder aufnehmen, als sei das alles gar nicht geschehen: — das war viel, und er wußte nichts zu sagen. Die Kühe grasten ruhig am Rande des Weges, ein Häschen sprang im roten Klee und lange Silberfäden flogen in der klaren Luft. Da unterbrach Heinrich noch einmal das Schweigen und sprach entschlossen, indem er sich zum Heimgang rüstete: „Jawohl, Vater, besinne dich darauf. Ich komme bald wieder, um zu hören, wofür du dich entschieden hast. Aber jetzt will ich gehen, denn da drüben bei denen“ — er deutete mit dem Finger nach dem Hause seines Schwagers — „ist doch nichts zu machen; alle weiteren Vorstellungen würden nichts ausrichten. Gott wird zu seiner Zeit richten.“ „Das ist wahr, Vorstellungen würden nichts helfen. Du würdest nur Grobheiten hören müssen,“ sagte Vater Rampe und ging dann einige Schritte neben seinem Sohne und sprach dabei noch folgende klagende Worte: „O Sohn, o Sohn, wie bin ich so töricht gewesen! Wären wir doch zusammen in unserm Heim geblieben, wie glücklich wären wir noch heute! Ach, Heinrich, wie manche Nacht liege ich seufzend und betend und kann doch niemals mehr froh werden. Wenn eigne Kinder so gegen einen auftreten, das tut weh. Ich bin doch stets gottesfürchtig gewesen, und habe nie etwas Böses vorgehabt!“ Heinrich schwieg. Er mochte daran denken, wie der Vater sein Vermögen verschrieben und ihn verstoßen hatte, aber er sagte kein unfreundliches Wort und nahm herzlich Abschied von dem armen, alten Mann, der ihm lange mit Tränen in den Augen nachsah.

Auf dem Wege ging der Versucher dem Sohne nach. Es wogte in ihm und in seinen Gedanken mußte er alles noch einmal durchmachen, an das ihn der Vater erinnert hatte. Bitterkeit und Entrüstung bemächtigte sich seiner wie seit langer Zeit nicht, und dabei war es ihm, als höre er jemand sagen: „Er hat es ja selbst verschuldet, und wenn du ihm heute dein Haus angeboten hast, so war das eigentlich viel zu viel. Dein Eigentum hätte er nicht verschenken sollen, hätte dich der Wahl deines Herzens folgen lassen sollen!“ „Bedenke, was du am Altar geschworen hast,“ tönte eine andre Stimme dazwischen: „Sie lieben und ihr treu zu sein bis in den Tod.“ Die Brust des bedrängten Mannes hob sich in raschen Atemzügen, als er zu Hause eilte, und wenn ihm jemand begegnete, so grüßte er nur flüchtig, denn es fand ein heißer Kampf in seinem Innern statt.

Ähnlich wie dem Sohne ging es auch dem Vater. Was ihm der Heinrich von liebevoller Aufnahme gesagt hatte, klang noch immer in seinen Ohren und beim Nachdenken darüber verging ihm die Lust zum Essen und Trinken. Heinrich, den er enterbt, den er in ein Bündnis gezwungen hatte, das ihn nie glücklich gemacht hatte, der hatte ihm nie Vorwürfe gemacht und bot ihm jetzt sein Haus an. „Du hast ihm alles entwendet,“ hieß es in ihm, „du, du bist schuld an allem!“ „Doch nein; du bist doch ein frommer Mann, der stets den Morgen- und Abendsegen liest. Du bist ja der Dichter,“ sprach der Versucher, die Selbstanklage zu übertönen. „Du hast ja noch vor kurzem den Schulzen durch das schöne Lied zu Tränen gerührt! O, Rampe, nein, du bist niemals schlecht gewesen.“ Aber es wollte doch nicht still in dem alten Herzen werden; der Schlaf wollte nicht kommen und das Beten ging nicht. Als dann endlich gegen Morgen ein kurzer Schlummer den seufzenden Mann befiel, hieß es immer im Traum: „Du, du bist Schuld an allem!“

(Fortsetzung folgt.)

Am Scheidewege.

„Wird Deutschland unterzeichnen?“ Wie ein Alpdruck liegt heute diese Frage nicht nur auf Europa, sondern auf der ganzen Welt, nur anders gesehen von den haß- und racheduchtränkten Feinden des deutschen Volkes und anderseits von denjenigen, die seinem Geschick die rein menschliche Teilnahme nicht versagen können oder es auch nur vom Standpunkte eines geschichtlichen Interesses aus verfolgen. Einzig bloße Gedankenlosigkeit könnte heut achtlos an der Tragödie eines Volkes vorübergehen, daß der Menschheit seit altersher die besten Geister und die edelsten Früchte nie rastenden Fleißes gab. Dreifach bedauerlich diejenigen, die auf ihrem überkommenen Alltagswege alle heutigen Ereignisse, die von ungeahnter Wucht und Tragweite sind, mit der müden Geste abtun: „Ach, wenn nur alles schon vorüber wäre!“ Das zeugt von einer Unentschlossenheit des Willens, der der erbarmungslosen Wahrheit unserer Tage nicht in die Augen sehen kann.

Was sich heut in Deutschland abspielt ist der Seelenkampf eines Volkes, das vor die Wahl gestellt wird, sich die ihm dargebotene Todesschlinge selbst um den Hals zu legen oder zu warten, bis der Gegner dieses Henkeramt übernimmt. Eine Analyse der von der Koalition dem deutschen Volke diktierten Friedensbedingungen läßt kein anderes Gleichnis zu. So sieht der Frieden aus, den man in Paris mit der Losung „Freiheit und Gerechtigkeit“ auf den Lippen in sechs Monaten mühsam fabriziert hat.

Was uns heute um das Ende des Weltkrieges vor Augen geführt wird, ist wahrhaftig wenig erhebend. Die herkömliche Moral wird auf den Kopf gestellt, man biegt sie nach Bedarf und bringt sie mit den jeweiligen selbstischen Interessen in Zusammenklang. Der gute Glaube an Wilsons Menschheitsideale hat dem deutschen Volke die Waffe aus der Hand gerungen und nun muß es enttäuscht erleben, daß diese nur das Schild waren, hinter dem sich die Wortführer der kapitalistischen Welteroberer verbargen. Sie haben ihr Ziel allerdings erreicht: der unbequeme Konkurrent ist zu Boden gedrückt und aus Furcht, daß er ihnen wieder das Geschäft verderben könnte, sollen ihm Zwangfesseln angelegt werden, die in ihrer unmenschlichen Härte darauf abzielen, den arbeitsfreudigen deutschen Geist nach mehreren Generationen ganz zu ertöten. Vor dem Angesicht der Christenheit haben Wilson, Clemenceau und Lloyd George jede Glorie des Siegers verloren. Noch mehr: sie selbst erscheinen als die Besiegten, indem sie im Kampfe um ein idealeres Weltbild ihrer Selbstsucht und zügellosen Rachsucht unterlegen sind. Sagte doch selbst ein Franzose in einer Aufwallung des unbetrüglichen Wahrheitsgefühls: „Der Vertrag von Versailles ist eine Schandtat voll innerer Widersprüche und der Völkerbund ist ein ungeheurer Scherz“.

S. Bergmann.

Wochenschau.

Lodz ist seit zwei Wochen **ohne Gasbeleuchtung**, da die Arbeiter des Gaswerks infolge nicht bewilligter Lohnforderungen in den Ausstand getreten sind. Da durch den Mangel an Straßenbeleuchtung die öffentliche Sicherheit der Stadt leidet, droht der Magistrat, die Gasanstalt zwangsweise in Betrieb zu setzen, wenn zwischen Arbeitgebern Arbeitnehmern keine Einigung erzielt werden sollte.

Der **Kongreß der Polen** mosaischen **Bekentnisses**, der in Warschau tagte, endete mit der **Gründung einer Vereinigung**, an deren Spitze das Mitglied des obersten Rats Dr. St. Unger steht. Eine Delegation der Vereinigung begab sich zu dem Chef des Staates, dem Reichstagsmarschall und dem Ministerpräsidenten. Wann werden die Bewohner dieses Landes deutscher Abkunft dem Beispiel ihrer jüdischen Mitbürger folgen?

Der **Oberste Volksrat** in Posen erließ an die Bevölkerung der Gebiete, die Polen von der Friedenskonferenz zugesprochen wurden, einen Aufruf, in dem gesagt ist, daß die polnische Republik jedem Bürger, welchen Bekenntnisses und welcher Sprache er auch sei, Freiheit und Achtung vor seinen Rechten, Sitten und Bräuchen zusichere und warnt vor Agitatoren, die zum Widerstand gegen die Beschlüsse der Pariser Konferenz auffordern.

Der polnische Generalstab konnte dieser Tage von unserer **Ostfront** schöne Waffenerfolge melden. Nach erfolgreichem Vormarsch besetzten unsere Truppen in der Nacht vom 18. zum 19. Mai die Städte **Boryslaw**, **Drohobicz** und **Nikolajew**. Aus Anlaß dieses Sieges wurde im ganzen Lande geflaggt. Gewährsmänner der Entente verwenden sich für eine Vermittlung zwischen den Polen und den Ukrainern in **Ostgalizien**, so daß binnen kurzem dortselbst ein **Waffenstillstand** zu erwarten ist. Nach Mitteilung eines Reichstagsabgeordneten sind in Galizien neuerdings **antisemitische Unruhen** vorgekommen.

Im **Reichstage** werden weitere Debatten über die Konstitutions-Deklaration geführt, die zumeist auf eine Bemängelung

derselben hinauslaufen. Innenminister Wojciechowski nimmt die Deklaration ihres provisorischen Charakters wegen in Schutz; er stellt es dem Reichstage anheim, eine neue Konstitution auszuarbeiten. In den Komissionen werden die Anträge auf Erteilung eines Kredits von 75 Millionen an Großindustielle und 25 Millionen für Kleinindustrielle bearbeitet. Ein Antrag betreffend das Sozialisierungsgesetz soll eingebracht werden. Von der landwirtschaftlichen Kommission wird ein Referat angenommen, wonach der Staat vor allem danach streben muß, die Bedürfnisse der landlosen und landarmen Landwirte zu befriedigen, dann aber zur Vergrößerung der Kleinwirtschaften zu streben, die nicht größer als 40 Morgen sein sollen.

Die Antwort Deutschlands auf das „Friedensdokument" der Entente äußert sich vorderhand in einem gewaltigen Entrüstungssturm, der das ganze Reich bis in seine äußersten Grenzen durchbebt. Alle Stämme des großen Volkes fühlen heute ihre Zusammengehörigkeit und handeln wie ein Mann. Aber auch über die deutsche Grenze hinaus, ja in Feindesland erhebt sich murrend und drohend die Stimme der Volksmassen, die die Vergewaltigung eines ganzen Arbeitervolkes- nicht ruhig dulden will. In einem Manifest erklärten die englischen Gewerkschaften (riesige Arbeiterverbände), daß kein englischer Arbeiter diesen Frieden unterschreiben wird. Auch die französischen Sozialisten veranstalteten neue stürmische Kundgebungen. Sie sind gegen die Kriegsentschädigungen, die Deutschland doch nicht zahlen könne, gegen die Wegnahme seiner Kolonien und des Saargebiets. Auch die russische Sowjetregierung sandte an die deutsche Arbeiterschaft eine Kundgebung, die ihr die brüderliche Teilnahme zum Ausdruck bringt und in angebrachtem Tone auf den kapitalistischen Weltimperialismus wettert. Selbst Italien entdeckt plötzlich Freundschaft für Deutschland, da es von seinen bisherigen Freunden nicht nach Wunsch bedient wird. Es setzt sich warm für den Anschluß Oesterreichs an Deutschland ein, dies aber aus eignem Interesse, um nicht den alten Feind aufs neue im Rücken zu haben.

Die deutsche Regierung ist entschlossen, der ihr zugedachten Ungerechtigkeit sich bis aufs äußerste zu erwehren. Noch appelliert sie an das Gewissen der ganzen Welt. Präsident Ebert hat eine Kundgebung an das amerikanische Volk gerichtet, in der auf den Wortbruch Wilsons hingewiesen wird. Den Kern der Stimmung, die heute im deutschen Volke herrschen muß, traf Ministerpräsident Scheidemann in seiner Rede während der leidenschaftlichen Kundgebung der deutschen Nationalversammlung am 12. Mai. Scheidemann sagte u. a.:

„Mit den Vertretern der bedrohten Gebiete fühle ich mich von ganzem Herzen eins, denn wir gehören alle zueinander, müssen zusammenbleiben, da wir einen Körper bilden, eines Blutes sind, und wer uns zu trennen wünscht, legt das Mordmesser an den lebendigen deutschen Körper. Unsere Pflicht ist es, das Volk am Leben zu erhalten. Unsere Beratungen sind weder von Prestigefragen noch von Geldhunger geleitet. Wir müssen das nackte Leben des Landes und des Volkes retten.

Dies dicke Buch, in dem über 100 Verträge enthalten sind, die verkünden, daß Deutschland verzichtet und noch einmal verzichtet, das Buch das unser Volk in ein Volk armer Schlucker und Sklaven verwandelt, kann nicht das Buch des Rechtes der Zukunft darstellen. Ich will heute nicht wieder die uns auferlegten Bedingungen mit dem Wilsonschen Programm vergleichen, kann mich aber einer Bemerkung nicht enthalten. Die ganze Welt ist noch um eine Illusion ärmer geworden. Das Bild Wilsons, den man allgemein als Friedensapostel darstellte, ist vollkommen verblaßt."

Scheidemann geht hierauf zur Besprechung der Frage betreffend die Heimsendung der Kriegsgefangenen über und greift Clemenceau heftig an. „Das deutsche Volk", sagt Scheidemann, „soll für das internationale Kapital arbeiten, soll die Dienste eines Tagelöhners der ganzen Welt leisten. Die lothringischen Produkte, die schlesische Kohle, das elsäßische Kali, die Lebensmittel aus Posen und Westpreußen, alles das soll sich außerhalb der Grenzen Deutschlands befinden. Für das deutsche Volk bleibt nichts übrig. Ganz und gar nichts bleibt für unsere Invaliden, Witwen und Waisen. Frankreich nimmt bereits jetzt Kohle aus dem Saarbecken zu 40 Francs für die Tonne und verkauft sie an die Schweiz zu 100 Frcs. Wir machten Vorschläge, werden es auch weiter tun. Wir erachten es als unser erstes Ziel, es zu Verhandlungen zu bringen. Der gegenwärtige Friedensvertrag kann nach Meinung der Regierung nicht angenommen werden. Man wird ihn deswegen nicht unterschreiben können, um nicht von Millionen Lippen den Ruf zu hören: Weg mit diesem mörderischen Plan!

Wenn der Vertrag wirklich unterzeichnet werden wird, so wird die deutsche Leiche nicht allein auf dem Schlachtfeld von Versailles bleiben. Nur ein solcher Vertrag, der uns unser Dasein ermöglicht und die Welt wirklich aufrichten und wiederaufbauen kann, kann von uns unterzeichnet werden. Wir kämpfen nicht, sondern wünschen den Frieden. Wehe denen, die den wahren Frieden ablehnen oder auch nur um einen Tag verzögern."

In einem Aufruf der sozialdemokratischen Partei Deutschlands an die Internationale heißt es im Anfang:

„Wir deutschen Sozialdemokraten sind während des ganzen Krieges für einen Frieden der Versöhnung und der Verständigung der Völker eingetreten, der so geschaffen sein sollte, daß er nicht den Keim zu neuen Kriegen in sich trug. Von den Staatsmännern der Entente wurde während des Krieges so oft in alle Welt posaunt, daß sie nur für Recht und Gerechtigkeit stritten, daß sie gegen den Kaiser und die Junker kämpften, nicht aber gegen das deutsche Volk. Der Versailler Friede aber richtet sich gegen das deutsche Volk! Wenn alle die vorgeschlagenen wirtschaftlichen Knebelungen und finanziellen Vergewaltigungen durchgeführt werden sollten, würden die deutschen Arbeiter auf ewige Zeit versklavt werden und den Nutzen davon hätten lediglich die Kapitalisten der anderen Länder."

In diesen Tagen erfolgt auch die Übergabe der Friedensbedingungen an Österreich. Die österreichische Delegation mit Dr. Renner an der Spitze ist in St. Germain, dem Orte der Übergabe, bereits am 15. Mai angelangt. Die Franzosen empfingen die Oesterreicher weit freundlicher als seinerzeit die Deutschen, auch stellt man ihnen viel leichtere Bedingungen in Aussicht. Alles zielt darauf ab, Deutsch-Österreich für einen freiwilligen Verzicht auf den Anschluß an Deutschland zu gewinnen. Dies könnte aber nach dem Standpunkte der österreichischen Regierung nur durch den Zwang der Übermacht erreicht werden.

Nach Berichten von der Pariser Friedenskonferenz wird Konstantinopel Eigentum des Völkerbundes. Palästina wird in einen selbstständigen Staat umgewandelt und kommt unter das Protektorat Englands.

Der ungarische Bolschewismus hat sein Ende erreicht, indem die Truppen der Entente die Hauptstadt des Landes Budapest besetzten. Eine einstweilige Regierung wurde eingesetzt.

Für Bibelleser.

Mai	25.	Röm. 3, 10—18; Gal. 5, 10—21	Hes. 29
„	26.	Matth. 11, 25—26; 10—16	„ 30
„	27.	Ephes. 1, 9—12; 5, 22—32	„ 31
„	28.	Röm. 11, 25—36	„ 32
„	29.	1. Kor. 15, 51—58	„ 33
„	30.	2. Thess. 2, 1—12	„ 34
„	31.	1. Kor. 4, 1—2	„ 35

Redaktor i wydawca Gustaw Ewald, Łódź, Rozwadowska 17. Drukarnia B-ci Smolarskich, Łódź, Piotrkowska 44.